Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 2. — Sonntag, den 5. Januar 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Zum Fest der heiligen drei Könige

Kaum hat das neue Jahr seinen Anfang genommen, so kam auch wieder schon der erste Sonntag der neuen Zeit und anschließend an ihn diesmal der 6. Januar, der Epiphaniastag. An ihm begeht man vielerorts das Fest der heiligen drei Könige, die durch den wundersamen Stern geführt, auszogen, um dem Christuskindlein zu huldigen. Keine andere Legende der christlichen Religionsgeschichte hat einen so starken Widerhall in der bildenden Kunst gefunden, als die Anbetung der heiligen drei Könige. Die Gemälde von Botticelli, Ghirlandajo und Leonardo da Vinci sind die berühmtesten dieser Art. Von Bildern deutscher und niederländischer Künstler sind das Kölner Dom-Bild von Stephan Lochner, ein Gemälde von Rogier van der Weyden und ein Bild von Albrecht Dürer hervorzuheben. Von Rubens gibt es allein drei Gemälde, die die Anbetung der drei Könige zum Vorbild haben.

Auch unser Bild, das diesen Artikel begleitet, führt die Anbetung der heiligen drei Könige in künstlerisch herrlicher Weise vor Augen.

Für die katholische Kirche ist das Drei-Königs-Fest ein hoher Feiertag, während die protestantische Kirche an diesem Feste allein der Heidenmission gedenkt.

Der Epiphaniastag hat, wie viele Kirchentage, mancherlei Sitten und Gebräuche hervorgerufen. U. a. wird in Frankreich wie in den Niederlanden am Dreikönigstage das Bohnenfest gefeiert. So glanzvolle Feste wie am französischen Königshofe werden allerdings jetzt nicht mehr abgehalten. Denn das Bohnenfest geht in Freundes- und Verwandtenkreisen von Jahr zu Jahr wechselnd herum. Wenn am Nachmittag alle Familienmitglieder und Gäste versammelt sind, erhebt sich der Hausherr und teilt den auf dem Tische stehenden Kuchen in kleine Stücke. In den Kuchen, der je nach den Landesteilen die verschiedenste Form hat, ist auch eine Bohne eingebacken. Wer diese Bohne in seinem Stück findet, der ist Bohnenkönig oder Bohnenkönigin. Ist ein junges Mädchen die Finderin, so hat sie das Recht, sich einen Bohnenkönig hinzuzuwählen. Bohnenkönig und Bohnenkönigin sind dann die Herrscher des Festes. Dabei darf es auch nicht an Flüssigkeiten fehlen. Erhebt der Bohnenkönig sein Glas, so schreit alles im Kreise: „Le roi boit" (der König trinkt), und nun trinken alle mit. Daher heißt das Fest auch das Fest „Le roi boit". Es wurde übrigens in früheren Zeiten auch in Deutschland gefeiert; vereinzelt geschieht dieses wohl auch jetzt noch. Diese Festlichkeit ist wahrscheinlich auf die Bohnenfeste zurückzuführen, die bei den alten Griechen und Römern gefeiert wurden. Bohnen waren bei beiden Völkern eine sehr beliebte Speise, und so wurden den Göttern in jedem Jahre Dankopfer für die Bohnenernte dargebracht. In Athen war es bei den Großen und Reichen Brauch, den Armen am Tage des Bohnenfestes Bohnen zu schenken. Die Vergnügungen bei diesem Fest sind übrigens von Malern öfter dargestellt worden, besonders von niederländischen. Im französischen Revolutionskalender war der Dreikönigstag gänzlich beseitigt. An dessen Stelle hatte man das Fest der „Sans-Culottes" gesetzt. So lange dieser Revolutionstag bestand, war es sogar den Bäckern in Frankreich verboten, ihre Kuchen als Dreikönigs-Kuchen anzupreisen.

Nach dem Vorgange der Basilidianer feierte man seit Ende des 3. Jahrhunderts in Aegypten und anderwärts in der orient. Kirche den 6. Januar als Taufest, später auch als Geburtsfest Jesu. Als späterhin übereinstimmend mit der römischen Kirche auch die griechische das Geburtsfest Jesu auf den 25. Dezember festgesetzt hatte, ward das Epiphaniasfest bald zur Erinnerung an die Stimme, welche die Würde Jesu vom Himmel herab verkündet hatte, bald als dessen Taufest beibehalten. Im Abendlande brachte man das Fest mit der Ankunft der „Weisen" aus dem Morgenlande in Bethlehem in Verbindung und deutete nun dessen Namen auf die Offenbarung Christi als Erlöser der Heidenwelt. Als nächstes nach dem Neujahrsfeste heißt es oft auch Hohes Neujahr und wegen des an demselben gebräuchlichen Tartes Fest der heiligen drei Könige.

Verschwundene Erzgebirgssitten und -gebräuche

Erzählt von Paul Kühnel.

Der Weihnachtsheiligabend.

Dieser Tag war für die Bewohner des Erzgebirges der schönste Freudentag im Jahre. Die Freude wurde noch gesteigert, wenn sich der Schnee meterhoch in den Straßen auftürmte, die „Vorhäuschen" zu den Haustüren der kleinen Hütten völlig zugestöbert waren und ein echter Winterwind aus vollen Backen blies. Dann war es erst recht weihnachtlich.

Schon vom frühen Morgen an wurden die Stuben geputzt und gescheuert, wie auch heute noch. Die Kinder, sonst immer mit dem „Flechten" beschäftigt, hatten diese Arbeit beiseite geräumt und vergoldeten Aepfel und Nüsse, kramten den Christbaumschmuck aus der alten „Lade" und machten alles fertig; denn wenn der Vater zu mittag von der Arbeit kam, dann wurde der Christbaum angeputzt.

Alter Sitte gemäß wurde das Mittagsmahl der Bedeutung des Tages angepaßt. Es gab Hirsebrei. Wenn wir Kinder immer nicht daran denken wollten, so paßte die Mutter ganz genau auf, ob alle Hirse aßen. „Eßt, Kinder!" sprach sie. „Da haben wir das ganze Jahr viel Taler in der Tasche!" Ob wir wollten oder nicht, einige Löffel voll mußten davon verdaut werden. Doch war jeder froh, wenn die Mahlzeit beendet war.

Immer näher rückte dann der Abend heran. Der Christbaum wurde unter Vaters Leitung angeputzt, Stockholz vom Boden heruntergeholt, damit das Stübchen warm gemacht und dann die Festkleidung angezogen. Um 5 Uhr war Christmette, da gingen alle hin bis auf die Hausfrau. Als kleiner Junge bin ich oft mit meinem Vater gegangen, später sang ich auf dem Chore mit. Zu jener Zeit, wo ich an Vaters Hand zur Kirche geführt wurde und wo die Kirchen noch nicht elektrisch erleuchtet waren, interessierte mich auch das: Jeder Besucher brachte sein Licht mit und stellte es vor sich hin. Die Bergleute kamen mit den „Blenden" (Grubenlichtern).

Nach der Christmette sangen die Chorkinder vom Kirchturm. Zuerst wurde das „Turm-Glückauf" gesungen, das an die Bergstadt anknüpfte:

:,: Glückauf! Glückauf! Glückauf! :,:
Der Bergfürst ist erschienen,
Das große Licht der Welt.
Er heißet: Rat, Kraft, Held!
Auf, eilt ihn zu begrüßen,
Auf, Knappschaft, kommt zu Hauf!

Dann erklangen noch die bekannten kirchlichen Weihnachtslieder „Stille Nacht", „O du fröhliche" usw.

Einen reizenden Anblick vom Kirchturm herab bot immer das völlig in Winterpracht eingehüllte Städtchen mit seinen von Christbäumen erhellten Fenstern. Da hüpfte das Kinderherz vor Freude. Gegen 7 Uhr war diese Feier beendet, und es ging heim, wo die Mutter das Abendbrot bereitet hatte. Auch am Abend gab es wieder eine besondere Spezialität, die der von Mittag bald gleich kam: Kohlrübensalat! Meine Mutter jedoch mischte immer etwas Kartoffeln und einen Hering darunter, so daß es dann ganz gut schmeckte.

Nach der üblichen Bescherung, die infolge der Armut der meisten Gebirgsbewohner nicht allzu reichlich ausfiel, blieb man im trauten Familienkreise versammelt. Kinderlose Anverwandte, Hausnachbarn usw. kamen zu Besuch. Ein Grog von gewöhnlichem Rum wurde gebraut und Stollen dazu gegessen. Aus der „Röhre" duftete der Weihnachtsbraten für den nächsten Tag. Bei den armen Bergleuten war es aber keine Gans, auch kein Hase, höchstens ein Stück Rind- oder Schweinefleisch, in vielen Familien nur Pferdefleisch. Stolz war der Familienvater, der als Weihnachtsbraten einen „Dachhasen" (Katze) von irgendeinem Bauern aus der Umgegend verkauft bekommen hatte.

Auch am Weihnachtsabend wurde auf allerlei Gebräuche großer Wert gelegt. Am Weihnachtsheiligabend begannen die „zwölf heiligen Nächte". Alle Hausfrauen achteten in diesen Tagen darauf, daß nichts zerschlagen wurde, denn „Scherben" bedeuteten ein besonderes Unglück, man ahnte meist einen Todesfall. Wehe, wenn am Heiligabend ein Grogglas zerbrochen oder ein Lampenschirm von der Petroleumlampe zerschmissen wurde, die ganze Weihnachtsstimmung war verdorben.

Auch auf die Träume wurde in diesen Nächten großer Wert gelegt. Man sah es nicht gern, wenn man von Verstorbenen träumte oder von recht „reifen, schwarzen Heidelbeeren"; das bedeutete bestimmt einen Trauerfall. Dabei war auch gleich der Monat bestimmt; denn träumte man davon in der ersten Nacht, so passierte es im Januar, in der zweiten, im Februar usw. Weiter war das „Zinngießen" beliebt durch einen kaputten Löffel oder Erbschlüssel in ein Waschbecken. Aus diesen gegossenen Figuren deutete man allerhand für die Zukunft. Jüngere Leute übten sich im „Pantoffelwerfen". Zeigte die Spitze immer nach vorn, der Türe zu, so mußte diejenige Person im nächsten Jahre das Vaterhaus verlassen. Ferner wurde probiert, ob man im Schatten des brennenden Lichterbaums einen „Kopf hatte". War das der Fall, dann überlebte man das nächste Jahr.

In später Mitternachtsstunde erst ging man zur Ruhe, und damit wurde zugleich der Hauptfesttag des Weihnachtsfestes begraben. Die beiden anderen Feiertage zählten lange nicht so viel, wie der Weihnachtsheiligabend. Nur der Silvesterabend zeigte den trauten Familienkreis wieder und ließ die eben erwähnten Sitten und Gebräuche als Ausklang der Weihnachtszeit noch einmal aufleben.

Nooch'n Feierohmd

De geplogte Grußemutter.

(Nachdruck verboten.)

De alte Heisl-Arnst-Grußemutter war ene sootsam geplogte Fraa. Esu lang wie dar liebe Tog war, esu lang hatt se aah mit dan bißl Hauskram ze tue un mußt siech uhnötig aah noch mit dan Haufen Kinnervolk rümschmeißen. Obr dos war dr Laaf vun dar neien Zeit: De Alten, die machetn siech aus'n Staab, un de alte zammgedorrte Grußemutter, die hatt drhamm die Wärgeln uffn Hals!

Dr uhwartigste vun ganzn Hardl war dr klaane Gung, dr Felix. Esu klaa wie dar Sau-Buutzel war, esu bief' warer. Alles machet dar ze schanden: De Huf', de Strümp, bei'n Leiten de Fanster, de Tipla, un wos mer siech när esu denken kaa. Nu wur' de alte Grußemutter net fartig mit Zanken. Aah de Schleeg hulf'n nischt. Hattf'n 's Fall amol richtig vull gehaat, do riß'r aus un machet dar altn Fraa noch a lange Nos'. Meestens triebr nu arscht rachte Dummhat'n. Burige Woch', do hotr die arme Grußemutter aah wieder bal ze Tud geärgert. Dos kam esu:

De Alte hatt in Garten draußen 's Laab un de Stackle zammgekährt. Wie se ne Basen aus de Händ gelegt hot un nei is ins Stübl, kimmt dar Sau-Schlingel un — schwupp — do haat'r dos ganze Gelump wieder ausanander — über dar ganze Wäsch' wack.

De Grußemutter denkt, se muß aus dr Haut fahr'n. Wos se när bärrzen kaa, rennt se wieder zer Tür naus, obr fort war dar klaane Nickel, richtig wie wackgebloſen. Es blebbt'r nischt wetter übrig, se muß ne Basen vun frischn namme un dan Schod'n wieder gutmachen.

Se hot noch kaane zah' Kährets'n getaa', wos sieht se do? Sitzt dar Hallunk net druhm an Kammerfanster! Un wos macht'r? De Bettfadern schmeißt'r uhm rauszamm. Immer aane Hamfel (Handvoll) nooch dar andern fliegt in de Luft.

Dr alten Grußemutter blebbt dr Ot'n wack. „Wart' när, Sau-Lader," spricht se dernocherts, „wenn iech itze naufkomm, do war' iech dir schie dan Mut austreim!"

Nu pärrzelt se aah schu hookenkrump dar Budentrepp nauf. Hasch'n tut se, wie a Dampfmaschin'l. Mer kaa siech odr nu kenn Varsch dervu mach'n, wie sie itze dos Gungl dar Trepp nunnergezerrt hot. Un asu giftig schläääfet se's aah zer Hinnertür naus. Wenn itze a Teich an Haus gewasen wär, se hätt dan Gung drinne derssääft, esu is'r de Gall übergeluffen. Zu ihrn greßten Gelick log a leerer Ardäppelsack dort an Schipp'l. Eh' mer siechs versooch, märschlet se aah dan Uebeltäter schu mit aller Gewalt in dan Sack nei un drehte ne Bärzel uhm fest zu.

„Itze will ich dr schie ne Rast gaam!" dacht se, un — mer söllts net denken — do schmiß se aah schu mit aller Forsche die Huck off ihrn krumme Buckel nauf. Un, wos när de altn Knochen esu hargoom, rannte se dermiet in Garten ümerink: Hoppla, hopp! Hoppla, hopp! Dobei hot se dan Sack esu racht daamisch geschüttelt un gerüttelt. Dan klenn Bossel drinne mußt's sei himmelangst war'n. Drüm prellet se off zeiten amol die Huck in Laafen an en'n Baam nah. Viermol war'sche schie ümerink, do bliebr endlich doch 's bißl labandige Ot'n wack. Mit en'n tüchting Traaf ließ se dan Sack vun uhm niederplumpsen. „Wart' Sau-Gung," saaht se sachte, „doß de amol soot hast!"

Do log dar Wolg'r! A Klumpen stook drinne, krummp — wie a tuter Kuhniekel. Sachte trieflet se ne Sack uhm auf, dr Gung sollt' rauskrich'n. Obr dar rüpplet siech net.

Dar Grußemutter luff's itze off amol eisekalt ne Buckel nunner. Inusse, du Uhgelick du! Ebber hatte se gar dan Gung'l 's Genick gebrochen. Ach, du heiliger, du großer Gott! Se hulet a paarmol ganz schwer Ot'n. In Geist soog se siech schu drinne in dan finstern Zuchthaus.

„Ei, du gruß Harzelaad," dacht se, „itze hoo iech dan Kind awos ahgehängt!" Ganz behutsam streichlet se über dann Sack hie. Noch amol. Itze wur' Laam.

„Grußemutter! Grußemutter!" blääket's drinne. „Mach, när bal wetter! Ich will net raus — mir gefällt's in dar Reitschul!"

„Sau-Gung ewiger!" saaht de Grußemutter un machet zur Hinnertür nei. „Odr dos sei fei Kinner!!"

Bernhard Brückner, Leipzig.

Bei dr alten Thiel.

Von Paul Simon.

In Wald ze Buchholz, offn Barg
do liegt de alte Thiel —
Amende mol e Silberwark,
das nooch un nooch vrfiel.

Dos is e werklich heil'ger Ort.
De Zeit fast schtill do schtieht.
Dorch rute Weid'nröf'ln dort
de Eisamkät hizieht.

An Sonntig frih, wenn Glockenton
von Sankt Kathrin 'rklang,
tat iech schi längst an Waldrand ruh'n,
wu Fink un Droff'l sang.

Dorch's Sehmatol dr Friede ging,
de Flig'l ausgespannt,
un wie Kristall dr Taa noch hing
in weiß'n Fastgewand.

Un wenn iech mich dra satt gesah,
nohm iech e annersch Ziel,
un regelmaßig is geschah,
doß hie iech ging zr Thiel.

Zen Dum dr Huchwald welbet sich,
dr Wag zen Kreizgang wur.
Un was an Läd beschwaret mich,
in Adacht sich vrlur.

E heili'ger Ohmd.

Von A. S.-Beierfeld.

„Komm när eham, meschanter[1]) Dingerich,
iech war dr halfen", schpukt de Minn' vor sich.
„De Kließ sei fartig, 's is bal' im zahne,
iech kännt ne Drack geleich zun Fanster naushahne."
— Dr Arnst, dar sitzt benn Schneider-Fritz, —
'r kah nett eham, 's fahlten de Mitz.
'r sieht kuhlschwarz un is sternalfett —
doch, war ne Schoden hot, hot ah 's Geschpött.
Un esu is benn Arnst, 'r schtieht auf un schpricht:
„Iech verschtieh sei viel Schpaß, ober dos is sei nischt."
Un 'r macht zr Tir naus un eham, —
's wur höchste Zeit, ihr kennt mrsch gelab'n. —
— — — Dr Gung sitzt uffn Kanepee. —
Vr Hunger kah 'r bal' nimmeh.
De Minn', die stiert zun Fanster naus, —
dr Gung, dar nimmt äh Gänf'bah' raus. —
De Minn sieht gerod noch, wie 'rsch frißt:
„Komm' har, do haste denn „heiling Christ"."
un hau'ten e paar Faunzen nei. —
Dr Arnst kam gerod zr Schtub'ntir rei
un dr Radau ging von vorne lus,
Denn de Minn' hat 's Maul ziemlich gruß.
Die Redensarten ahzeführ'n,
tu ich mich, wäß Gott, scheniern.
Iech sog bluß, an dann arme Mah
war wirklich bal' nischt Gut's meh drah.
Un 'r wusch sich sei Gesicht,
denkt, schpuk du när, iech sog heit nischt.
Se soßen an Tisch, de Minn talet aus,
dr Arnst sollt baten, kah Wort bracht'r raus.
Se gob jeden änn Kluß: „Kah Flaasch setzt's heit nett,
do schtieht ah 's Sauerkraut, nochert gitt'r ze Bett!"
Menn Arnst dann fuhr dr Teifel nei —,
wenn's sei mußt, konnt'r ah schlacht sei.
„Hob'n mir nischt, sollst du ah nischt hob'n,
sollst drahgedenken, iech kah dir'sch sog'n!"
Un 'r hauet fei dos bissel Gemies'
nauf uffn Barg[2]), dernoch de Kließ.
Schmiß ah drbei ne Lächter im,
's wur schtockmohr'nfinster immedim.
Doch, wenn dr Hunger am gräßten is,
schmeckt 's Flaasch drwahng ah uhne Kließ;
su denkt dr Gung un schteckt sich 's Flaasch
hieb'n un drieb'n in de Husentasch. — — — —
Un dr Koter unnern Ufen
hat de Aahng zu, 'r tat schlofen.
„Komm har, altes Katzenviech,
kriegst meh' ze frassen als wie iech,
kast ah fir mich mol Priegeln krieng,
's ward nett ze schlimm, sei kahne Lieng!"
Un 'r setzt ne alten Koter
off'n Tisch nauf, nab'n sänn Voter.
O du armes Katzenviech,
hast von Broten bluß de Brieh! — — — —
Dr Gung soß do, als wärsch gar nischt,
de Minn' die machet wieder Licht.
Ach dos Gesicht, dos sollt ihr sah',
's wur emol weiß un 's wur emol grah.
Mr dacht, de Minn' müßt olber war'n —,
ne Koter verging Sahe un Hör'n.
Se schmiss'n nunner unnern Ufen,
do blieb 'r lieng, tat wetter schlofen.
Dr Arnst saht: „Minn', dos is de Schtrof,
iech gieh nu ah ze Bett un schlof!"
Dr Gung, dar mußt nu ah ze Bett
un denkt fir sich: „Heit labst de fett,
änn heiling Ohmd mit suviel Flaasch,
wäß iech mr doch mei Labtog nett!"

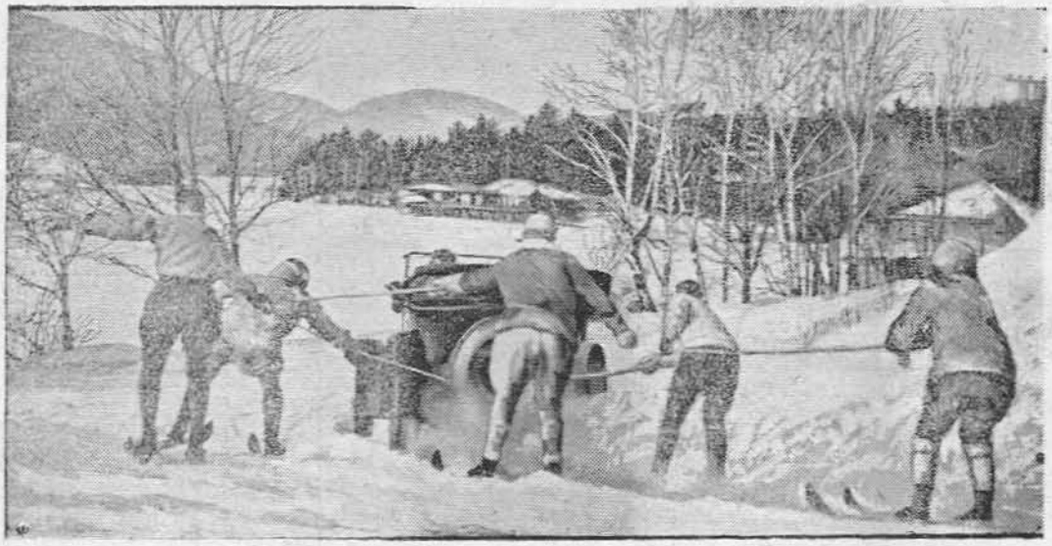
[1]) „meschant", von den älteren Leuten öfter gebraucht, stammt aus dem Französischen, bedeutet soviel wie miserabel, schlecht; [2]) **Weihnachtsberg.**

Vogelliebhaberei.

„Heimat-, Natur- und Tierschutz" — das sind in Deutschland und besonders auch in unserem Sachsenlande untrennbare Begriffe. — Zu diesem Kapitel gehört aber auch die „Vogelliebhaberei", wie sie heute in zahllosen Vereinen sowohl mit Bezug auf die Kanarien-Zucht und -Pflege, wie auch von Liebhabern von Stuben- und Sing-, sowie Exoten-Ziervögeln gepflegt wird. So können wir wohl sagen, daß die „Vogelliebhaberei", auch die Waldvogelliebhaberei und die Weichfresser- (Wurmfresser-) Pflege von vielen Tausenden heute in mustergültiger und wissenschaftlich durchgebildeter Weise betrieben wird. Aber auch eine gewisse Pflege der Heimat- und Vaterlandsliebe, wie auch eine Pflege alter Volkskultur ist mit solcher „Vogelliebhaberei" eng verbunden. — Wer von uns wollte ableugnen, daß wir durch die Pflege von Stubenvögeln und durch unsere Liebe und Freude an den kleinen Hausgenossen nicht auch unserer Jugend die besten Anregungen zu Tier- und Naturschutz geben? Daß es für so manchen sein „Glück" bedeutet, diese kleinen zutraulichen Hausgenossen als einen „lebenden Besitz" hegen und pflegen zu dürfen?! — So ist die Stubenvogelliebhaberei wie keine andere dazu angetan, uns das Heim und die heimatliche Natur erst richtig lieb und wert zu machen und uns zur Heimat- und Vaterlandsliebe mit anzuregen! —

Der Vogelkäfig, auch „Vogelhaus", „Steige" oder „Vogelbauer" genannt, — ist wohl das Wichtigste mit, neben der richtigen Fütterung, unsre Lieblinge uns über lange Jahre zu erhalten. — So halten wir uns denn bei Anschaffung eines Käfigs vor allem an eine gute, zuverlässige Firma und ein von Vogelliebhabern erprobtes Fabrikat. —

Uns liegt z. B. der Katalog der bekannten Firma C. L. Flemming — Oberglobenstein im sächs. Erzgebirge — einer der ältesten Holzkäfigfabriken vor. — Wir glauben, daß diese Fabrikate mit der Marke „CeLeF" wohl das Interesse fast aller Vogelliebhaber verdienen, daß andererseits diese in allen Teilen durchkonstruierten Käfige schon vielen der Tausende von Vogelliebhabern und -Pflegern sehr wohl bekannt sind. — Die Firma fertigt den Artikel „Hartholzvogelkäfige" seit über 40 Jahren bereits als Spezialität in erstaunlicher Auswahl, in allen Formen und Größen sowie in anerkannt zweckmäßiger Ausführung an. Verkaufsstellen werden von der bekannten Firma auf Anfrage nachgewiesen.



Wer möchte nicht dabei sein?

Neidvoll liest man, daß in der Schweiz und auch zum Teil an den deutschen Wintersportplätzen bereits lustiges Leben und Treiben herrscht, indes der Großstädter und das flache Land sehnsüchtig nach dem Schnee Ausschau halten, der immer noch nicht kommen will. Unser Bild zeigt Skijöring hinter dem Auto, ein Sport, der sich in den letzten Jahren einer steigenden Beliebtheit erfreut.

„Flieg, roter Adler von Tirol!"

Um dieses Schauspiel von Fred Angermayer, das zurzeit im Berliner Lessingtheater gegeben wird, ist ein diplomatischer Konflikt zwischen der deutschen und der italienischen Regierung entbrannt. In der Art, wie der Kampf der deutschen Bevölkerung Südtirols gegen die jetzigen italienischen Machthaber behandelt wird, hat die italienische Regierung eine italienfeindliche Tendenz erblickt und durch ihren Botschafter in Berlin gegen die Aufführung Einspruch erheben lassen. Unser Bild zeigt eine Szene aus dem umstrittenen Theaterstück. Von links nach rechts: Ernst Sattler als Kapuziner, Heinrich George als Lorenz Eggthaler und Albert Hoerrmann als Toni Eggthaler.

Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 2. — Sonntag, den 5. Januar 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Unser Oberschlesien

+ Das heiss umkämpfte Grenzland + Bergbau und Bergmannsleben × Eichendorffs Heimat Der Annaberg und die oberschlesischen Holzkirchen

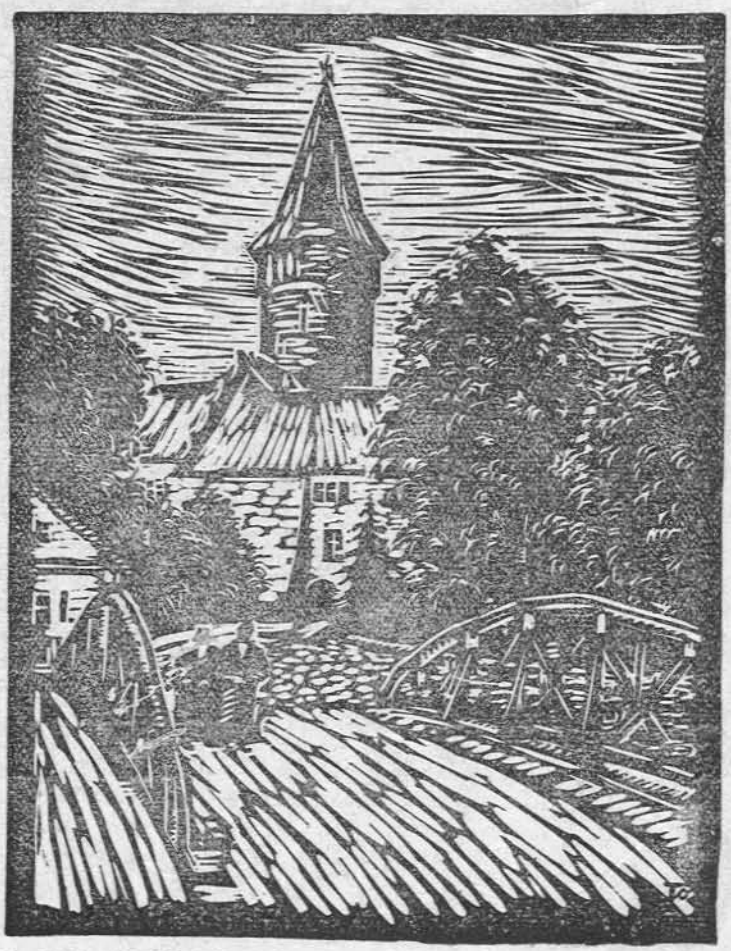
Oberschlesien

Ein Wort an Tausende von Alfred Nowinski-Oppeln O.-S.

Im voraus sei gesagt, daß wir Oberschlesier Dank wissen allen denen, die die Nöte unseres Landes zu erkennen und zu lindern suchten und weiterhin Auge und Ohr offen halten für alles, was nach wie vor hilfeheischend aus seiner Gemarkung ins weite deutsche Reich zu dringen sich bemüht. Doch ist noch viel zu tun, bis auch der Letzte weiß, was auf dem Spiele steht, wenn wieder das Vergessen über Oberschlesien sich breitet, unter dem das schwergeprüfte Land so viel zu leiden hatte. Unser Recht ist so groß wie die Pflicht auch der Tausende, die heut noch nicht wissen, was der Südostzipfel des deutschen Vaterlandes für die Gesamtheit bedeutet. Möge niemand dieses Wort als zu hart empfinden, sondern es gläubig hinnehmen als eine aus bitterer Erfahrung geborene Erkenntnis. Im folgenden sei ein Bild Oberschlesiens entrollt, mit wenigen Strichen gezeichnet, das Liebe wecken mag und — wo sie schon durch warme Herzen pulst — sie verdoppeln möge.

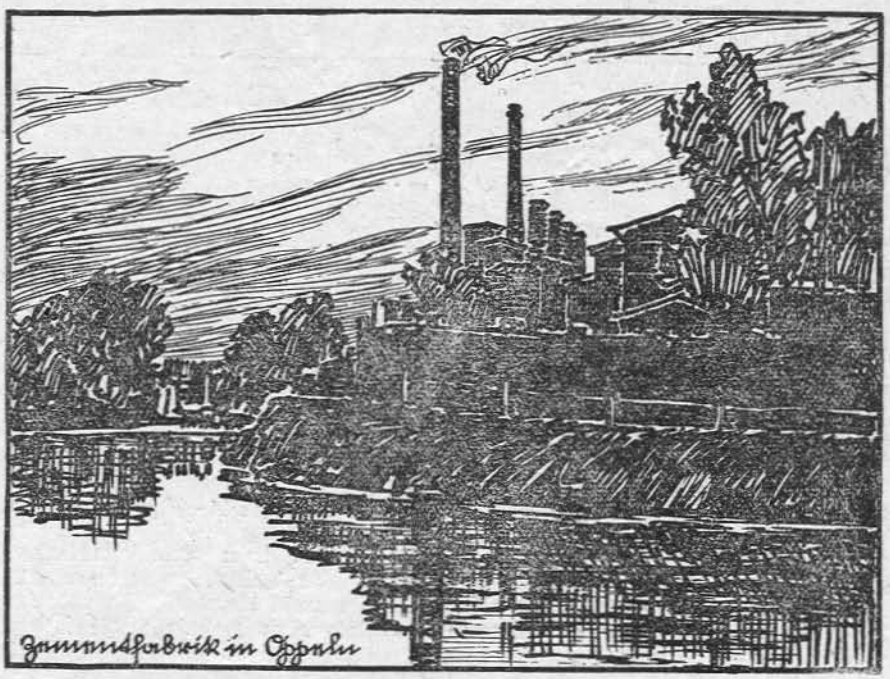
•

Oberschlesien, durch die Oder geteilt, zeigt links des Stromes ein landwirtschaftliches, rechts desselben ein industrielles Gebiet. Ueberall aber breiten sich die herrlichen Wälder, die dem Lande ein bedeutungsvolles Gepräge geben. Sie rauschen den Odem ursprünglicher Kräfte in aufnahmefreudige Herzen, die aber durch Jahrhunderte gewöhnte Arbeit mit einem stillen, tiefen Natursinn gepaarten Ernst bergen. So ist der Oberschlesier ein gottergebener Mensch, weil er in tiefer Erde schachtend und von den Geheimnissen der Wälder berührt, immer die Quellen der Schöpfung spürt. Der Fremde merkt dies bald. Da und dort führt ihn seine Wanderung zu einer alten Holzkirche, die in ihrem malerischen Bau, hügelkrönend oder waldangelehnt, den frommen Sinn der Bewohner kündet. Und wenn er der Mitte des Landes zustrebt, grüßt ihn der Annaberg mit dem Franziskanerkloster. Dahin strömen die Gläubigen alljährlich zu vielen Tausenden, er ist das Heiligtum kindlich Frommer. Weit schweift der Blick von seinem Gipfel, zur blinkenden Oder, über die Herrlichkeiten fruchtbarer Felder und duftender Waldweiten, über Dörfer zu fernen Städten, bis er in blauen Dünsten sich verliert. Im Süden grüßen an klaren Tagen die Bergwände der Sudeten. Und ist man unten in der Ebene, weilt man an einer einsamen Mühle, im Wald oder auf einem Hügel, freundliche Dörfer überschauend oder das rastlose Getriebe der Gruben und Hütten, dann muß man das Land liebgewinnen, weil Zufriedenheit durch schwere Arbeit schaut, weil ein Volk sich bemerkbar macht, das trotz etwas scheuer Zurückhaltung doch jedem das Herz öffnet, der nur den Willen hat, es zu sehen. Alte Sitten haben sich viel erhalten, namentlich in Dörfern, wo auch noch bei festlichen Anlässen die malerischen Trachten früherer Zeiten zu sehen sind. So zeigen wir Land und Leute Oberschlesiens in einem Licht, das frei ist von den Schatten, die es vielen verschleiert hielten, weil



Das Piastenschloß, das Wahrzeichen von Oppeln — Torkler

ste geteilt werden wollen und nicht selbst sich öffnen. Wer mit klarem Blick die oberschlesische Grenze überschreitet, dem zeigt sich schon in Oppeln, dem Tor des Landes, das einprägsame Bild alter Geschichte und fortschreitenden Wachstums. Das Piastenschloß mit seinem mächtiger Turm schaut in neuzeitliches Leben. Die umfangreichen Anlagen der Zementfabriken lassen schnell die Bedeutung einer Industrie erkennen, die nicht nur in Fachkreisen gewürdigt werden sollte. Im Weltkriege wurde oberschlesischer Zement an allen Fronten zum Unterstandsbau verwendet, und doch werden vielleicht nur die Oberschlesier selbst dankend ihrer Landeshauptstadt gedacht haben. Von Oppeln aus öffnet sich das Land wie ein reicher Schrein. Es zeigt die ehemalige Bischofsstadt Neisse, das „schlesische Rom", mit schönen Kirchen und ragenden Türmen. Der fruchtbare Boden, der sich von hier aus über Leobschütz bis Ratibor erstreckt, ist eine Kornkammer, in der Bauernfleiß jahraus jahrein die Bitte um das tägliche Brot in unermüdlichem Schaffen zu sinnfälligem Ausdruck bringt. Die östlich sich anschließenden Forsten von Pleß, in denen noch heute der Auerochs eine Pflegstätte hat, sind meilenweite, prächtige Waldungen, die sich hinziehen bis an das Gebiet, in dem Hindenburg und Beuthen, durch feindliche Willkür von Tarnowitz, Königshütte und Kattowitz getrennt, weiterhin ihren trotzig deutschen Aufschwung nehmen. Hier ist der Boden karg an landwirtschaftlichem Wuchs, aber wenn der Dampf der Hütten und der Rauch der Gruben die Sonne verdüstert, hebt sich doch reiches Licht deutschen Wohlstands aus den Tiefen, wo Erz und Kohle der Schwielenhand gehorchen müssen. So sehen wir das Land als starkes Bollwerk an bedrohter Grenze, durchatmet von schaffensfreudiger Kraft, und doch in stillem Waldfrieden, der auch dort ins Bewußtsein dringt, wo seine Kühle von der Glut der Oefen verzehrt wird.



Zementfabrik in Oppeln — Torkler

In diesem Lande stand die Wiege bedeutender Männer. Eichendorff, der Sänger des deutschen Waldes, erblickte das Licht dieser Erde in Lubowitz bei Ratibor. Er war ein echtes Kind der oberschlesischen Heimat, seine Liebe gehörte ihr, wie er die Liebe seines Landes besitzt für alle Zeit. In der alten Bischofsstadt Neisse ruht der große Schlesier neben seiner Gattin auf dem Jerusalemer Friedhof. Kreuzburg, im Nordosten Oberschlesiens, gab uns Gustav Freytag, den Dichter der „Ahnen", der uns auch die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" schenkte und den Roman „Soll und Haben". Aus Oppeln stammt Emin Pascha, der erfolgreiche Afrikaforscher. Verbunden mit Oberschlesien ist auch Karl Maria von Weber, der in dem waldumkränzten oberschlesischen Fürstensitz Carlsruhe am Hofe des Herzogs Eugen von Württemberg eine glückliche Zeit verlebte, in der er den Grundton zu seinem „Freischütz" erlauschte. Sonst aber hat Oberschlesien durch viele Jahrzehnte fern von schönen Künsten gelebt, wenigstens war deren Ausübung keine der oberschlesischen Volkseigenart bewußte. Das hat sich gründlich geändert. Die Zeit der Besetzung durch feindliche, besonders französische Truppen und die Sorge um die Zukunft der geliebten Heimat ließ die Kräfte wach werden, und es entfalteten sich deren so viele, daß der Reichtum an bisher verborgener Geistbetätigung ein Sammelbecken suchte und es in dem bald gegründeten „Kulturverband" fand. Literatur, Musik, Malerei und die bildenden Künste fühlten sich hinein in die Regionen der Kunst, die in den deutschen Kulturzentren zutage tritt. Und daß viel Gutes aus dem lange ungekannten Oberschlesien kommt, zeigt die steigende Wertschätzung oberschlesischen Geisteslebens. Es hat leider erst eines Völkermordens und seiner bösen Folgen bedurft, ehe Oberschlesien zur verdienten Geltung kam. Vor dem Kriege sind in der Tat ungezählte Fälle vorgekommen, daß Fremde sich wunderten, in Oberschlesien deutsch sprechen zu hören, und mancher hat sich ohne ein deutsch-polnisches Wörterbuch nicht nach Oberschlesien gewagt. Selbst hohe Regierungsstellen waren im Bann gefährlich schiefer Vorstellungen über das Südostgebiet des Deutschen Reiches. Der Weltkrieg ist vorüber, seine Folgen nicht. Die schlimmste Folge für Oberschlesien war das Genfer Diktat vom 26. Oktober 1921. Trotzdem sich in der Volksabstimmung am 20. März desselben Jahres 60 Prozent der Bewohner für ein Verbleiben bei Deutschland erklärten, zerschnitt der grausame Genfer Spruch das deutsche Kulturland in zwei Teile, die beide eine dauernde Trennung nicht ertragen können. Nur wenig der reichen oberschlesischen Industrie ist uns geblieben: von den 63 Steinkohlengruben 12, von 19 Zink- und Bleierzgruben 4, von 37 Hochöfen 15, von 18 Stahl- und Walzwerken nur 9. 90 Prozent der gesamten Kohlenschätze sind den Polen zugefallen. Und die Hunderttausende deutscher Volksgenossen, die jenseits der willkürlich gezogenen Grenze schmachten? Sie dürfen erst recht nicht vergessen sein.

Wie in Oberschlesien müssen auch an Rhein und Donau, im Innern Deutschlands und am Meere die Herzen Denkmäler und Mahner sein: Schwestern und Brüder sind von uns getrennt, das darf nicht sein! Der letzte Deutsche muß an dem Werke helfen, das Beseitigung des Genfer Spruches heißt. Der in der Zeit der Polenaufstände heftig umkämpfte Annaberg, des oberschlesischen Landes Wahrzeichen, in dessen heiligen Boden das Blut vieler Tapferen sickerte, ist ja ein deutscher Berg, und das vergossene Blut ist Abels Blut, der ein Bruder aller Deutschen war. Was über 700 Jahre uns gehörte, ist in fremde Hände gekommen. Der polnische Nachbar ist unabläßig am Werk, seine Grenze noch weiter westwärts zu schieben. Wachsam sein und stark! Das ist die Losung. Die Oberschlesier sind gewiß ihrer Heimat die Nächsten und wollen in jeglichem Kampf um ihren Boden und ihre Güter die Ersten sein, aber die Liebe aller müssen sie spüren, dann ist die Zukunft Morgenschein, und heller Tag wird wieder werden, wo heut noch finstere Nebel brauen.

Oberschlesische Heimat

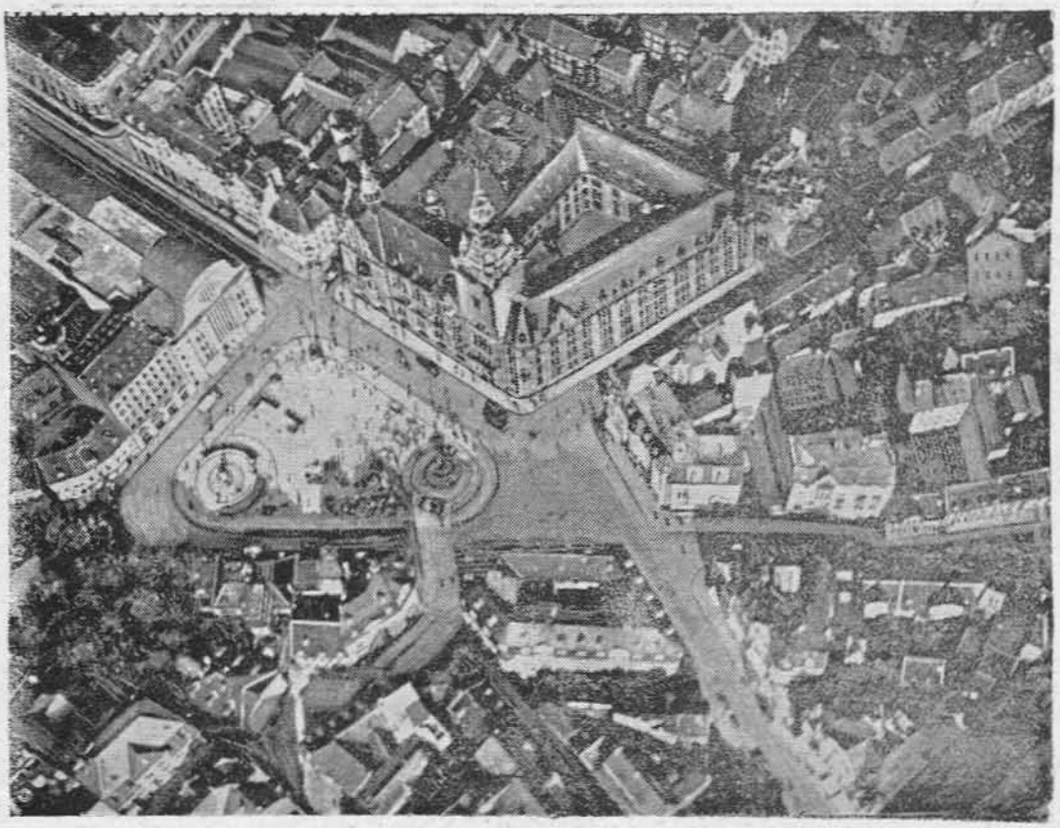
Du oberschlesische Heimat,
du wälderrauschendes Land,
wie festlich schmückt deine Fluren
der Oder silbernes Band.
Still betend falt' ich die Hände,
schau' fromm zum Himmel hinauf
und seh' mit dankendem Blicke
der Sonne segnenden Lauf.
In Treue will ich dich lieben,
mein Schwur sei heiliges Pfand,
du oberschlesische Heimat,
du wälderrauschendes Land.

Grün breiten deine Gefilde
sich in der östlichen Mark
im Schutze wackerer Männer,
so eichenrüstig und stark,
vieltausend fleißige Hände
erhalten häusliches Glück,
das froh aus Seele und Herzen
klingt in dem Worte zurück:
In Treue will ich dich lieben,
mein Schwur sei heiliges Pfand,
du oberschlesische Heimat,
du wälderrauschendes Land.

Es wird mein Auge sich schließen
dereinst zu ewigem Schlaf,
vom Todesstrahle geblendet
der manchen Bruder schon traf,
doch mit ersterbendem Atem
bet' ich ein letztes Gebet,
mit dem mein scheidendes Grüßen
im Dämmerdunkel verweht:
Ich habe dich treu geliebet,
mein Schwur war heiliges Pfand,
du oberschlesische Heimat,
du wälderrauschendes Land.

Alfred Rowinski.

Bilder aus aller Welt

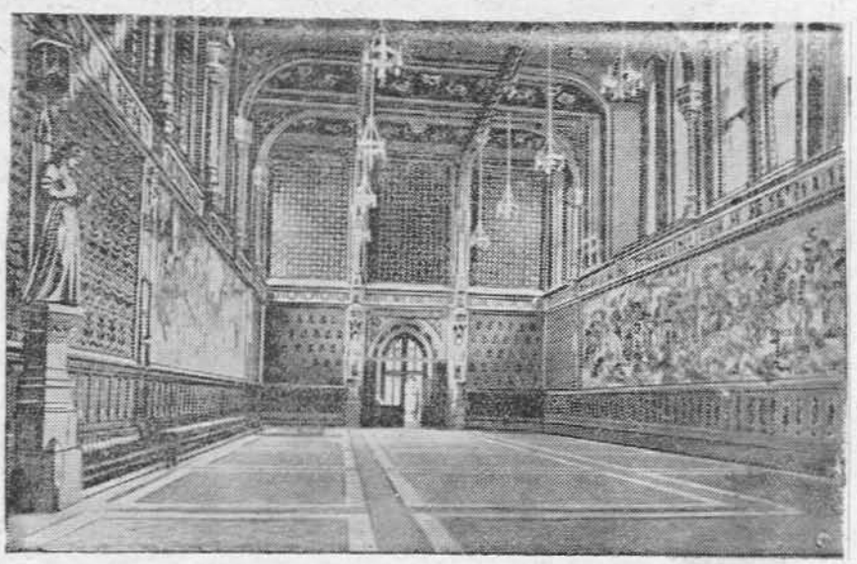


Wuppertal, die neueste deutsche Großstadt.

Die Stadtverordneten-Versammlung der Schwesterstädte Elberfeld und Barmen hat in ihrer letzten Sitzung beschlossen, das Staatsministerium zu ersuchen, als Namen für die vereinigten beiden Städte „Wuppertal" festzusetzen. Zum Oberbürgermeister der neuen Stadt wurde der Oberbürgermeister von Barmen gewählt. Als Sitz der Verwaltung wurde das Elberfelder Rathaus (unser Bild) bestimmt.

Hier wird die Flottenkonferenz eröffnet.

Am 5. Januar wird die Flottenkonferenz der fünf Seemächte in der Königlichen Galerie des Oberhauses in London (unser nebenstehendes Bild) eröffnet. Die Eröffnungsrede wird König Georg selbst halten. Es wird dies die erste öffentliche Rede nach seiner Krankheit sein.



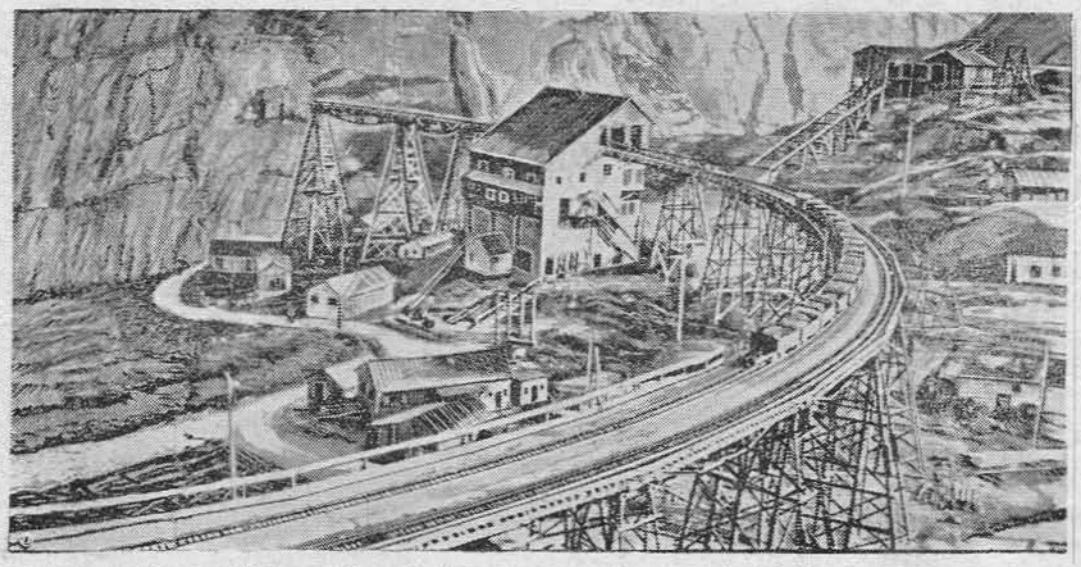
Zur Haager Konferenz.

Am 3. Januar wurde im Binnenhof die Haager Schlußkonferenz eröffnet. Unser Bild zeigt den berühmten Binnenhof im Haag. Es ist dies einer der wichtigsten Plätze der holländischen Hauptstadt, der von den Sitzungssälen der beiden Kammern der Generalstaaten und dem ehemaligen Rittersaal, einem kapellenähnlichen Ziegelbau aus dem 13. Jahrhundert, umgeben wird. Ringsum ist der Binnenhof von Gräben umschlossen.

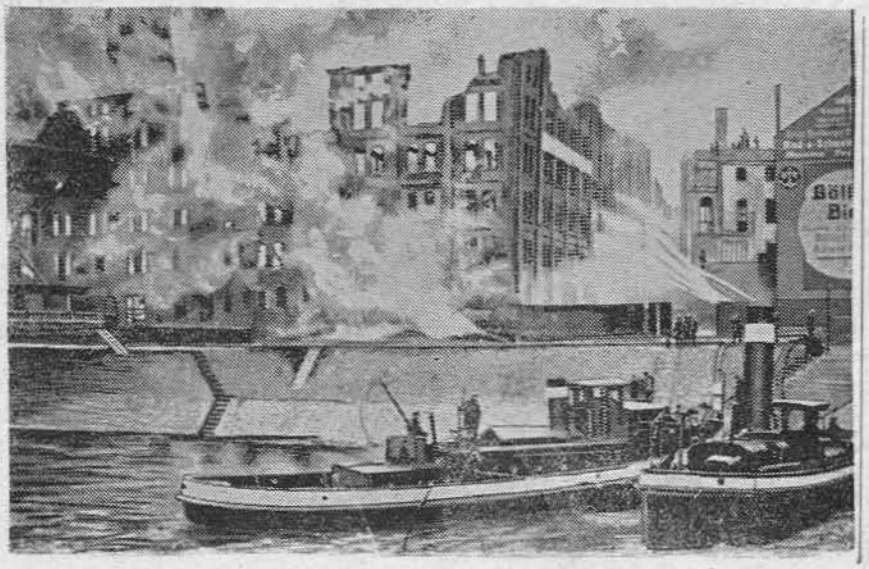
Sturm über Westeuropa.

Große Teile Westeuropas sind, wie gemeldet, erneut von einem heftigen Sturm heimgesucht worden, der besonders schwere Schäden im Rheinland, an der deutschen Nordseeküste und an der englischen und französischen Kanalküste anrichtete. In Köln und Düsseldorf wurden mehrere Personen verletzt. In Bochum stürzte ein Kirchenneubau zusammen und im Hamburger Hafen kam es zu schweren Schiffskatastrophen. An der französischen Kanalküste sind zwei Personen durch entwurzelte Bäume getötet worden und drei weitere ertrunken. Durch eine Sturmflut wurde ein Stadtteil von Le Havre völlig überschwemmt. Nach den neuesten Meldungen hält der Sturm weiter an und beeinträchtigt die Schiffahrt in außerordentlichem Maße. Unser Bild zeigt die Verwüstungen, die der Sturm in dem rheinischen Badeort Kreuznach anrichtete. Hier wurde eine der großen historischen Pappeln des Kurparkes entwurzelt, die bei ihrem Sturz die Wandelhalle zerstörte und das Gebäude der Elisabethquelle erheblich beschädigte.

Das größte Kraftwerk der Welt im Bau.



In der Schweiz wird in aller Stille an einem neuen Kraftwerk gebaut, das durch seine Leistung noch das Kraftwerk an den Niagarafällen in den Schatten stellen soll. Es ist die Grimselsperre und das Grimselkraftwerk. In einer Höhe von 1800 Meter wird eine Sperrmauer gebaut, die in der Lage sein wird, mehrere hundert Millionen Kubikmeter Wasser aufzustauen. Als Gesamtleistung des kommenden Kraftwerkes wird mit 800 000 PS gerechnet, während das Niagarakraftwerk nur 600 000 PS erzeugt. Von den sieben Baujahren sind bereits 5 verstrichen. Die gewaltige Sperrmauer hat eine Länge von 200 Meter und eine Höhe von 114 Meter! Ihre Dicke beträgt am Fuß 76 Meter, an der Krone 5 bis 6 Meter. Um die ungeheure Menge von Baumaterial heranschaffen zu können, hat man sich, wie in unserem Bilde zu sehen ist, genötigt gesehen, eine besondere zweigleisige Gebirgsbahn zu bauen. Der Vergleich dürfte interessieren, daß Deutschlands berühmtestes Kraftwerk, das Walchenseewerk, „nur" 160 000 PS leistet.



Großfeuer im Duisburger Hafen.

Von einem Brand, wie ihn Duisburg seit langer Zeit nicht erlebt hatte, wurde kürzlich der Hafen dieser Stadt heimgesucht. In dem Gebäude der Lager- und Speditionsfirma Koch & Comp. brach Feuer aus, das infolge des Sturmes mit ungeheurer Schnelligkeit um sich griff. Obwohl zehn Feuerwehrzüge und mehrere Löschboote aufgeboten wurden, konnte das Gebäude nicht mehr gerettet werden. Der Schaden beträgt weit über eine Million Reichsmark.